

wenig Hand, wie das Hunde in spärlichem Uebermut zu tun pflegen. Georg, ein Freund von Hund und von allem Götter, ging auf die ungünstige Aufforderung Jachs ein, ließ ihn nach seiner Hand springen, griff ihm mit einer hühen Bewegung ins Maul, wobei Jach sich mit großer Zartheit davon zurückhielt zuzuschlagen, um den Freund nicht zu verletzen; dann markierte Georg durch schnelle Wendungen überraschende Seitenangriffe, denen der Hund geschickt zu begegnen mußte; kurz: sie gaben sich ganz der aufregenden Beschäftigung eines scheinbaren Kampfes hin.

Der Tag war schwül, und sie kamen in Erregung. Georg warf seinen Kopf ab und trief das tolle Spiel weiter. Der Hund war ganz Spannung. Die zwei Gegner standen sich die beiden gegenüber. Des Hundes Haare waren gestäubt, sein Atem ging kurz und stoßweise. Er belauerte jede Bewegung Georgs, der ihn durch schnelle und unvorhergesehene Wendungen zu überfallen suchte. Sie wirbelten im Zimmer umher, sie taten die Stühle um. Manchmal gingen ihre Temperamente durch, und sie drangen aufeinander ein, um sich gleich wieder zu befeinden und voneinander abzulaufen. Es war ein tolles Spiel. Das Raufen des Waldes drang zum Fenster herein.

Wie es dann gekommen war, vermochte Georg später nicht mehr zu sagen. Wahrscheinlich hatte sich seine Hand an den scharfen Zähnen Jachs gerührt, so daß ein Blutstropfen herabquoll. Nun brachen in dem Hunde, der das Blut witterte, mit einem Male die Instinkte seiner Rasse hervor. Seine Augen flammten auf. Georg, der im Eifer des Spieles den Blutstropfen lässig fortgewischt hatte, war zuerst die Verwandlung seines Gegners entgangen; es war dasselbe Hin und Her der Bewegungen, des Ueberfallens des Vorbringens und Zurückweichens. Die elastischen Sprünge des Hundes folgten jeder Bewegung aufs Haar. Unerwartlich jedoch wurden die Angriffe Jachs ungezügelter, sein Zupacken grüßte, seine Bewegungen hemmungsloser. Mit leisem, heissem Knurren verfolgte er die Bewegungen Georgs. Dieser, ohne Ahnung, was in dem Hund vorging, war, wie ihm ein paar anfeuernde Worte zu. Die Antwort war ein unbefriedigter Ausfall, vor dem sich Georg überrascht zurückziehen mußte. Hierdurch ermutigt, ging Jach zum weiteren Angriff vor, der Georg in eine Ecke zurückdrängte. Dabei kam seine Schnauze ganz nah an Georgs Gesicht, sein Atem strich ihm über die Wangen, die Zähne bleckten in bedrohlicher Nähe. Das wurde unangenehm, und mit einem Stoß warf Georg den Hund zurück. Jach fiel auf den Rücken, sprang auf und machte einen Satz auf Georg zu. Wie der in die vor Wildheit blühenden Augen des Hundes blickte, begriff er plötzlich, daß aus dem Ernst geworden war, und stieß mit der Faust seinen Gegner zurück. Jach stieß ein heiseres Bellen aus und zog sich zwei Schritte zurück. Georg suchte die Tür zu gewinnen, keinen Blick von dem Hunde gewandt, der zum Sprunge geduckt vor ihm kauerte. Ihm war ungemächlich zu Mute. Wo nur der Freund blieb! — Von draußen dröhnte das erste Grollen eines heranziehenden Gewitters.

Als Jach sah, daß Georg die Tür zu erreichen suchte, sprang er auf ihn zu. Im letzten Augenblick konnte Georg dem Sprunge ausweichen. Er sah sich nach einer Waffe um. Das Tier war gewandt als er und packte ihn an der Schulter. Georg umfaßte seinen Leib und warf den schweren Körper von sich. Jetzt wurde es Ernst. Schon hatte er die Zähne des Wolfshundes an seiner Schulter gespürt. Mit Mühe erreichte er einen Stuhl, der an der Wand lehnte und konnte nun, selbst in einer Ecke gedrängt die Angriffe des Hundes abwehren. Das Tier schlich um ihn, den Hals zum Boden geduckt, wie eine Beute. Seine Kreife wurden immer enger. Die Junge hing ihm über die Zähne. Georg wurde matt. An einer Hand blutete er. Sein Hemd hing ihm in Fetzen von der Schulter. Es gelang ihm nicht, die Tür zu erreichen...

Später mußte er nicht mehr, wie lange er in dieser Lage verharrt war, in ewiger Abwehrstellung, in ewiger Spannung. Er sah nur noch die glühenden Augen des Hundes, der jede seiner Bewegungen belauerte und ihn von Zeit zu Zeit angriff. Seine Hand begann zu zittern. Er mußte sich an die Wand lehnen. Sein einziger Gedanke war: lange darf das nicht mehr dauern —!

Als draußen das Gewitter sich in einem heftigen Donnersturm entlud und der Regen zu

strömen begann, ließ Georg sich die Schritte des Freundes hören. Georg konnte nur noch den Namen seines Freundes rufen, sah noch, wie die Tür aufging und die Bestie sich in eine Ecke kroch, dann wurde es schwarz um ihn herum, und er sank in die Arme seines Retters.

Als er nach einer langen Ohnmacht unter der Pflege des Försters wieder aufwachte, war Jach nicht mehr da. Er war vor dem Anblick seines Herrn in den Wald geflohen und ist seitdem nicht mehr gesehen worden.

Die Irrfahrt des „Geoffroy de Mouchy“

Einer wahren Begebenheit nachgezeichnet von Georg Wagners.

Der bretonische Fischdampfer „Geoffroy de Mouchy“ lag am Kai in St. Malo und lastete die letzten Kohlen für die Neufundlandfahrt. Auf der Brücke stand der Kapitän Kermatin und sprach erregt auf den Redner Girardon ein: „Sehen Sie sich doch den alten Kasten an! Er wackelt und ächzt in allen Rieten, die Brücke schwanzt bei jedem Wellenschlag, die Boote sind halb verfault. Bierzig Jahre hat der „Geoffroy de Mouchy“ Dienst getan und ist kaum einmal ins Dock gekommen. Ich kann keine Verantwortung für Schiff und Besatzung übernehmen!“ — Girardon lachte den alten Seemann an: „Das lassen Sie meine Sorge sein! Der „Geoffroy de Mouchy“ wird diese eine Fahrt noch aushalten, dann soll er ja auch seine Ruhe bekommen. Fahren Sie los, oder wollen Sie nach vierzig Jahren Dienst noch entlassen werden?“ Herr Girardon kletterte von der Brücke hinunter und verließ das Schiff. „Schuß!“ rief der Kapitän hinter ihm her. Er mußte nur zu gut, daß der morose Kasten hoch verankert war; was kümmerte sich da der Redner um die Besatzung!

Drei Wochen später streifte der „Geoffroy de Mouchy“ bei heftigem Seegang von der Neufundlandbank wieder heimwärts, den Laderaum gefüllt mit Fischen und Eis. Geringfügig sah der Kapitän hinten über dem Deck die Sonne im Dunstschleier verfinstern. Alle Anzeichen ließen mit Bestimmtheit auf einen drohenden Sturm schließen. In der Nacht legte der Wind aus der Südwestrichtung herüber und jagte die Wellen hoch her. Kapitän Kermatin blieb auf der Brücke, und sein Steuermann gefellte sich zu ihm. Der Wind wurde zum Sturm, und der Morgengrauen kämpfte der altersschwache Dampfer verzweifelt mit der aufgewühlten See. Immer höher prallten die Wellen gegen das Heck, rissen die hintere Reeling ab, spülten über Deck, hoben den „Geoffroy de Mouchy“ hoch, daß die Schraube wie wahnsinnig durch die Luft wirbelte und der Bug tief ins Wasser tauchte.

Noch länger vor dem Sturm zu reiten, konnte der alte Kasten nicht mehr aushalten. Kapitän Kermatin beschloß zu wenden und mit dem Bug gegen den Orkan anzukämpfen. Lieber Zeit verlieren und nach St. Pierre in den Hafen zurückkehren, als Schiff und Besatzung auf Spiel setzen. Er ließ den Rudergänger im großen Bogen wenden; schon lag der Dampfer quer vor dem Sturm, drehte schon halb den Bug nach Westen, da warf eine Welle das Schiff auf die Seite, drückte es tief ins Wasser. Langsam richtete sich der „Geoffroy de Mouchy“ wieder auf; die Brücke, mit ihr Kapitän Kermatin, der Steuermann und der Kompaß, war verschwunden.

Der Bootsmann übernahm den Befehl. Er hatte die Empfindung, als wende sich langsam der Wind, als stürme er nicht mehr von der Südwestrichtung herüber, sondern aus Norden. Er teilte seine Befürchtung den anderen mit. „Nein, nein!“ schrie man ihm entgegen. „Bleib immer gegen den Sturm nach Westen, dann sind wir in höchstens zwei Tagen wieder auf der Bank!“

Am Abend legte sich der Sturm; der „Geoffroy de Mouchy“ befiel den alten Kurs bei, der ihn nach St. Pierre in den Hafen und zur Reparatur bringen sollte. Doch drei, vier Tage vergingen; Neufundland kam nicht in Sicht. Die Besatzung wurde unruhig: Wir haben den Kurs verloren! Wir müßten schon längst auf der Bank sein! Der Bootsmann hoffte auf eine sternklare Nacht, um sich orientieren zu können; doch der Himmel blieb bewölkt, es goss in Strömen. Keiner der wenig erfahrenen

Leute wußte den Standort des Schiffes anzugeben, keiner besaß einen Taschenkompas.

Da tauchten am siebenten Morgen nach dem Tode des alten Kapitäns am Bug Eisberge auf; erst einer, dann zwei, drei. Sie schienen am Schiff vorbei zu ellen, verfielen über dem Heck; sie konnten nur südlich ziehen. Die Besatzung sah sie mit sternen Augen kommen und vorbeistreichen: „Wir sind sieben Tage nach Norden gefahren statt nach Westen! Wir sind in der Labradorstraße! Vielleicht schon in der Baffinbait!“ Der Bootsmann ließ wenden, benutzte die Eisberge als Wegweiser für den neuen Kurs, der sie nach Neufundland führen sollte.

Weder vergingen zehn Tage. Der „Geoffroy de Mouchy“ lief immer nach Süden: kein Land, kein Schiff. Die Kohlen gingen auf die Neige. „Ich habe noch für drei Tage Feuerung!“ meldete der Maschinist. Die Mannschaft kam in der Kajüte zusammen, stierte auf die Karte, fand, daß Neufundland längst erreicht sein mußte, wenn der Kurs richtig wäre. Da sagte einer: „Wir sind wohl immer nach Süden gefahren, aber damals, als wir drehten, waren wir nicht an der West, sondern an der Ostküste Grönlands!“ Der Bootsmann ließ wieder wenden, nach Osten diesmal, Europa zu. Wer wußte aber, ob der „Geoffroy de Mouchy“ auch wirklich die Wirteldrehung ausgeführt hatte. Wie sollten sie es ohne Kompaß, ohne Anhaltspunkt auf der unendlichen von eintönigen grauen Wolken überdeckten See prüfen können!

Drei Tage fuhr das Schiff den neuen Kurs; nur wenige Kohlen lagen noch im Bunker; die Maschine mußte geheizt werden, mußte die Schraube treiben, denn vom Heck herüber alles wieder der Sturm. Ein hilflos treibendes Wrack konnte ihn nicht überleben. Da riß die Besatzung die Deckbretter herunter, zerstückelte das Kartenhaus, die Boote, die Masten, die Ladebäume, zerriß die Planen aus dem Deck, zerstückelte die Wände in der Kajüte, in Logis und schaffte alles hinunter in die Bunker. Drei Tage wütete der Sturm und jagte den „Geoffroy de Mouchy“ vor sich her; das Schiff schobte in allen Zugen und Nieten, ein Wunder hiel die rostigen Platten zusammen. Endlich legte sich der Orkan, die Besatzung atmete auf.

Weder verging eine Woche: kein Land, kein Schiff! Das Trinkwasser war aufgebraucht, sinkendes Eis aus dem Laderaum mußte herhalten. Am Abend wanderte die letzte Planke unter den Resten. Der „Geoffroy de Mouchy“ war zum treibenden Wrack geworden. Nur der noch mächtig ängstlich über zwei Säcken mit Kohlen.

Da, in der dreißigsten Nacht, seitdem das Schiff die Bank verließ, hörte sich der Himmel auf, langsam verschwand eine Wolke nach der anderen, die Sterne leuchteten. Die Besatzung suchte den Polarstern, den Großen Wagen; am Backbord mußten sie liegen; gerade vor dem Bug fanden sie beide: „Weder falschen Kurs gefahren! Wir sind dem Lande weiter als je!“ Stumpfe Verzweiflung befiel die Leute, mehr als eine dachte daran, der Qual gewaltsam ein Ende zu machen. Die Maschine war verlassen, der Rest erhalten; die Besatzung lag im totenähnlichen Schlaf in den Sägematten, auf dem Boden, denn die Kohlen waren längst verbrannt. Am Bug stand allein der Bootsmann. Er hatte kaum noch Hoffnung, ein Schiff aufzufinden zu sehen, aber mechanisch trieb ihn das Pflichtgefühl zum Wachen.

Da erschien im Süden eine dünne Rauchfahne über dem Horizont, wurde größer und höher, Schornsteine tauchten auf, ein Schiffsrumpf hob sich vom morgengrauen Himmel ab, hielt gerade den Kurs an den „Geoffroy de Mouchy“. Eine halbe Stunde später hielt der große Dampfer in zwei des Wracks, schickte ein Boot hinüber; man warf ein Tau über Bord, denn das Fallseil fehlte längst; ein englischer Schiffsarzt kletterte auf den „Geoffroy de Mouchy“, hörte in kurzen Worten von der Irrfahrt des Schiffes, schickte das Boot wieder zum Dampfer hinüber, ließ Lebensmittel, Wasser, Decken bringen. „Wo sind wir?“ fragten die Franzosen. „Zwischen den Azoren und der portugiesischen Küste!“ Dann sprach der Offizier mit seinem Kapitän durch das Sprachrohr. Der suchte etwas von französischer Wirtschaft und war doch bereit, den „Geoffroy de Mouchy“ nach La Coruna ins Schlepptau zu nehmen. Am dreiunddreißigsten Tag ihrer Irrfahrt kamen die Franzosen dort an.

Verantwortlich: S. Semmelmann, Altona. Druck und Verlag: P. A. Sang, Altona.

DER ERZÄHLER

Beilage zum Allenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 9

Samstag, 3. März

1928

Verurteilt

Skizze von Ernst Hengstenberg.

Wie die Zeit vergeht! Wenn Professor Hengstmann auf die Jahre zurückblickte — nun — so ging es ihm wie jedem: er wußte nicht, wo sie geblieben waren. Nur wenn er zuweilen diesen oder jenen seiner alten Schüler traf, dann überkam es ihn plötzlich, daß er zählen und zurückdenken mußte. Aber Hengstmann war der Letzte, der sentimental gewesen wäre; er lehrte Mathematik. Seine Schüler hatten das Gefühl nie stark in Anspruch genommen, er hielt es mit dem Verstand. Aber so ein Wiedersehen mit diesem oder jenem aus dem ersten Abiturientenjahrgang, den er selber als Klassenlehrer geführt hatte, das löste doch sehr geteilte Gefühle in ihm aus. Fräglich, was das für Kerle geworden waren: der eine Arzt, der andere Rechtsanwalt, beide im Städtchen geblieben, ein dritter Pastor in der Nähe auf dem Lande; der vierte war ins Fach des Professors übergegangen und lehrte irgendwo in Hannover; und der letzte war in eine Stadtverwaltung. An den Rhein hatte das Schicksal ihn verlagert.

Zumeilen, wenn der Professor den Arzt oder den Rechtsanwalt traf, dann sprachen sie darüber und freuten sich jedesmal, daß der Krieg sie alle wieder — hundert — entlassen hatte. Und doch, waren die Jahre geteilt, mit denen der Professor gerade dieses ersten Jahrgangs gedachte. Die früheren Schüler standen überall (von mit) im Leben, besaßen Titel, Ämter, Würden, hatten schon etwas zu sagen und drängten ihre des Professors Generation, langsam aus ihren Posten. Hengstmann maß sein eigenes Leben gerade an diesem ersten und ältesten Jahrgang. Ja, ja, die Zeit verging. Nun wurde zum fünfundsiebzigsten Male die Heiligsprechung abgehalten, und für Professor Hengstmann sollte es das vorletzte Mal sein; nächstes Jahr zum Oktober hatte er die Altersgrenze erreicht. Dann wurde er in den Ruhestand versetzt. Das war es, was ihn bedrückte. Seit Jahren wußte er es, und lebte wohl oder übel immer näher auf diesen Tag zu. Solange er noch weit war, fürchtete er ihn nicht. Fünf Jahre zum Beispiel, was sind fünf Jahre nicht für eine endlose Zeit! Professor Hengstmann war wirklich nicht empfänglich. Alle Zukunft wurde einmal Gegenwart, gewiß. Aber fünf Jahre! Es war tröstlich, wenn man ausrechnete, daß es über achtzehnhundert Jahre waren. Welch eine unendliche Zahl! Spielerisch multiplizierte er sie im Geiste gelegentlich mit 24, um die Unsumme von Stunden auszurechnen. Das gelang wohl auf einem seiner Spaziergänge, die er täglich vor die Stadt hinaus unternahm.

Dann waren es nur noch vier Jahre. Unwahrscheinlich, wie es zugegangen war. Wie wenig Substanz doch ein Jahr doch hat. Drei Jahre! Es gab immer noch über tausend Tage. — Zwei Jahre! Der Termin wurde drohender. Das Bössartige, das in der Festlegung der Altersgrenze von 65 Jahren lag, traf innen irgendwo, es störte die Ruhe zumeilen. Ach, was, es kam nur gelegentlich. Da war die tägliche Arbeit. Jeder konnte sich überzeugen, daß der Professor seine Kräfte noch spielen ließ wie der Jüngling. Manche Reformen war er nicht hold, zugegeben. Aber das ging den anderen ebenso, die drei- bis vierzig Jahre waren als er Wandertage gab es da neuerdings an Stelle des früheren Jahresausfluges. Professor Hengstmann lief mit seinen Primanern um die Wette. Die wollten meist nicht so weit, wie er sie führte. Die Hauptkugel aber war ja der Dienst, der Unterricht. Nein, auch der Schutzbart, der mit seinem mathematischen Fachlehrer kam, mußte gegeben, daß der Professor jedem der jüngeren Kollegen voraus tat.

Nun also! Wo denn Abbau? Wo denn einen Termin setzen, der das einzig Nützliche war, als Hengstmann sein letztes Dienstjahr mit

einer Frische antrat, wie nur einer. Dazu ihn zum Delinquenten machen, welcher der Vollstreckung eines Urteils entgegen lebt? War nicht eins der Schlagworte, an denen die Welt so reich geworden war, individuelle Behandlung, wie sie ein guter Lehrer übrigens immer und im angebrachten Maße angewendet hatte? Hatte er nicht auch ein Recht darauf? Jeder konnte arbeiten, so lange seine Kräfte ausreichten. Warum er nicht?

Das sah wie ein Dorn im Fleisch. Das schmerzte den zufriedenen Mann, der sein ganzes Leben der Arbeit gewidmet hatte, so etwas wie Bitterkeit. Er sprach nicht davon. Aber seine Frau fühlte, wie es in ihm wuchs. Sie spürte auch, wie er alterte, wie seine Spannkraft im letzten Vierteljahr vor dem Termin plötzlich nachließ. Es schien jetzt oft, als grübelte er längst vergangenen Dingen nach. Das hatte er früher nie getan. Alle ungueten Stunden, die in seinem Menschenleben fehlten, wurden in ihm nach und nach bedrückt. Nur im Unterricht, da war er frisch wie je.

Aber es wurde noch einmal besser mit Hengstmann. Eine Verfügung belieh ihn ein halbes Jahr über den Abbaubeginn hinaus im Dienst. Der Nachwuchs war spärlich geworden, man mußte sich nicht zu helfen. Am Abend dieses Tages kam der Professor mit etwas schwerem Kopf nach Hause. Er hatte zwei frühere Schüler, den Arzt und den Rechtsanwalt, getroffen und mit ihnen den Aufschub des Urteils begütigend gefeiert. Dieses halbe Jahr, o, es war ein unerwartetes Zuzug zu seinem Leben. Mit dem geklärten Gewissen des Alters konnte er Tag für Tag aus. Er führte noch einmal eine Generation durchs Examen, öffnete die gleiche die Tür, die für sie ins Leben führte. Ihn aber schloß sie sich für immer. Jetzt gab es keinen Aufschub mehr. Nun gehörte er zu den Ausgebildeten.

Wie jeder, wie lang ein Tag sein kann! Ein Tag in unvollständiger Ruhe? Keine Krankheit, die Geist und Körper lähmt, frisch, arbeitswillig — aber die Tür zur gewohnten Tätigkeit ist von innen verschlossen und verriegelt.

Das angegraute Haar des Professors wurde weiß. Seine alte Straffheit verfiel. „Nanu, was fehlt Ihnen denn? Sie haben es doch jetzt so gut?“ fragte man unbedacht zu ihm. „Arbeit!“, erwiderte er so ernst, daß der andere erschrak. Eines Tages hieß es: Professor Hengstmann zieht fort. Kopf schütteln, Verwundern! Aber es war so. Er ließ die Stätte seiner Arbeit. Reisen hatte nichts genützt. Gar nichts durfte dort zurückbleiben, wo er den größten Teil seines Lebens verbracht hatte, dann konnte er vielleicht vergessen, hoffen er.

Aber einen alten Baum verpflanzt man nicht. Er gedeiht nicht mehr im neuen Erdreich. Ein halbes Jahr nach seinem Weggange starb Professor Hengstmann. Woran? Nun, am Abbau!

Der Dieb

Skizze von Erwin Gedding.

Seit zwanzig Jahren fuhr Paul Zittmann die selbe Strecke. Am Tage als Schaffner, nachts dienstfrei, zurück zu Frau und Kindern. Trotz dem fuhr er seine Strecke selten gesehen. Denn solange es hell war, hielt ihn die Arbeit den Fenstern fern, und später, im Dunkel, schlief er. Nur seine Beine, krumm fest wie bei einem älteren Matrosen, spürten alle Kurven, so wie er mit den Ohren dem Tempo des Räderfluges die Fahrtrichtung abhörte, als vermöchte er sie zu schauen.

Der Zug raste seine gezeichnete Spur. Zittmann, der im Personal-Winkel in der Ecke lehnte, sah bekannte Lichter vorüber flackern, eine ganze glühende Kugelnhaube. Warum

hörte dieser Emser nicht endlich auf, von seiner Verlobung zu reden? Wollte der ihn um die verdiente Schlummerstunde bringen?

Als Emser den üblichen Kontrollgang antrat, mußte Zittmann die Gelegenheit, sich einen ungestörten Platz zu suchen. Er stampfte durch den Laufgang bis zur zweiten Klasse, schob die Tür eines leeren Wagens zurück und setzte sich ermattet aufs Postr. Jetzt öffnete ich die Augen erst an der Endstation, dachte er zufrieden.

Aber da er sie gerade schließen wollte, ging ein seltsamer Ruck durch den Zug. Brutal, als müsse die Maschine plötzlich bremsen. Dann verlangsamte sich die Geschwindigkeit bis zu einem jörmlichen Kriechen, das Zittmann umso fremder erschien, als er die nächste Haltestelle eine gute Meile entfernt wußte.

Er wurde unruhig. Alles, was unsicherplanmäßig war, störte sein Wohlbefinden. Er wartete. Piff die Lokomotive? — Nein. — Aber der Zug fuhr so gleichmäßig leise, daß man die Federung hören konnte.

Beim Aufstehen entdeckte Zittmann eine herrenlose Brieftasche, die hinter seinem Rücken geklebt haben mochte. Erst wollte er sie ungeprüft zu sich nehmen, um sie an Emser auszuliefern, aber dann bekam er doch Lust, ihren Inhalt zu sehen. Seine Nerven verlangten nach einer Ablenkung, — das Rechnen der Wagen war beklammend.

Im Seitenfächer lag ein Tausendmarkschein. Zittmann fröstelte. Noch nie hatte er eine Banknote von solchem Wert in den Händen gehabt. „Groot!“ stand auf der Briefkarte. Wer war Groot?

Zittmann blickte um sich: rechts der verlassene Gang, links das schwarze Fenster. Mit verkämpften Fingern hüllte er das kostbare Leder in ein Zeitungspapier. Wie würde es herauskommen, nie! Auch bei einer Leibesvisitation nicht, wenn er den Bindfaden um das Paket knietete!

Dann stellte er den Heißhebel auf Kalt. Seine Stirn war naß. Zwei Jahrzehnte hindurch hatte er seine Beamtenpflicht erfüllt, ohne zu zaudern. In dieser Nacht —

Ein erneuter Stoß suchte durch den Wagen. Das Licht der Lampe erlosch. Zittmann stolperte nach dem Gepäcknetz, fühlte den Boden schwingen. Entsetzt! Mit halb erstorbenem Bewußtsein dachte er einzig den Satz: dies ist die Strafe!

Als er die Augen aufschloß, fand er sich in einem Hospitalbett wieder. Seine Ohnmacht hatte wenige Stunden gedauert, ihm fehlte nichts.

Außer der Tasche. Blitzschnell sah Zittmann die Zukunft: gewiß war sein Rock bereits nach Ausweisepapieren durchstöbert, das Diebesgut gefunden; die Entlassung kam, Armut und Schande. Wo mochte Emser geblieben sein?

Emser schlief unter dem Schallpall des Chirurgen. Die Entgleisung wurde unterworfenen Damm hatte ihn einen Arm gehockt. Zittmann schaute zur Krankenschwester hin, — er begriff dieses Schicksal nicht.

Nach ein paar unerklärlichen Tagen, da er vergebens auf die Polizei gewartet hatte, kam merke plötzlich die Klingelkloche auf. „Groot ist mein Name“, sagte der Eintretende. „Störte ich sehr?“

Die Junge Paul Zittmanns war steif. Nur mit der Hand konnte er seiner Frau die Tür weisen. Jetzt kam die Vergeltung! Endlich!

Der Fremde setzte den Hut ab. „Sie waren so freundlich, meine verlorene Brieftasche in Verwahrung zu nehmen“, begann er. „Sie ist mir, sorgfältig verpackt, vom Unfalldepot in Ihrem Namen zurücküberstellt worden. Da ich vermögend bin, und mich freue, ein darin aufgehobenes wertvolles Dokument wieder zu bekommen, bitte ich Sie herzlich, eine Belohnung anzunehmen.“

